

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Karl Müllenhoff: Rings um Berlin im Jahre 1858.

wurde durch Fundregister, Zettelkataloge und vorgeschichtliche Feldmarksgrundbücher viel bequemer erreicht und so unterblieb die Durchführung auch hier.

In den hier vorliegenden, neu vom Schweriner Museum hergestellten Karten von Mecklenburg ist nun die Übersicht dadurch erheblich erleichtert, dass jede der 4 grossen vorgeschichtlichen Zeitperioden auf einem besonderen Blatt dargestellt ist. No. 1 zeigt die Funde und Befunde der Steinzeit, No. 2 der Bronzezeit, No. 3 der Eisenzeit, No. 4 der wendischen Zeit. Eine weitere Periodenteilung ist auf No. 2 (ältere und jüngere Bronzezeit) und No. 3 (Hallstadt und la Tène-Periode und römische Periode) durch verschiedene Farben markiert.

Ausserdem sind die Höhenverhältnisse durch Schraffierung angedeutet, was für den Forscher auch von Wichtigkeit ist.

In dieser Gestalt hat — abgesehen von den Schwierigkeiten einer überall genauen Perioden-Zuteilung — die Übersichtlichkeit schon sehr gewonnen, es bleibt aber zu bedenken, dass die Fortführung immer nur in der Centrale der betreffenden Landschaft geschehen kann und die im Handel bezogenen Karten schon kurze Zeit nach ihrer Publikation wieder veraltet sind.

40. Vortrag des Herrn Direktors Professors Dr. K. Müllenhoff: „Rings um Berlin im Jahre 1858.“ Der Vortrag wurde unterstützt durch zahlreiche Abbildungen aus dem Märkischen Museum. Wir bringen den Vortrag als besonderen Aufsatz.

41. Nach dem Vortrage vereinigten sich die Teilnehmer zu einem gemütlichen Beisammensein im Ratskeller.

Rings um Berlin im Jahre 1858.

Von

Karl Müllenhoff.

Für den jüngeren Berliner, der seine Vaterstadt nur als die Reichshauptstadt kennt, ist es nicht leicht sich in die alten Zeiten zu versetzen. Schon die Zeit der Regentschaft Wilhelms I. scheint uns sehr fern zu sein. Obgleich seitdem nur wenig mehr als vierzig Jahre verflossen sind, ist doch bereits durch die Fülle der neuen Entwicklungen das Damalige so vielfach zerstört, oder doch überwuchert und unkenntlich gemacht, dass man nur schwierig die Reste des

Alten unter dem Neueren und Allerneuesten noch zu erkennen vermag.

Nur wer den ganzen Entwicklungsgang, den unsere Stadt in dieser Zeit genommen hat, im einzelnen hat verfolgen können, würde ein richtiges und vollständiges Bild vom alten Berlin geben können.

Es wäre dieses eine recht schwierige, nur für wenige Auserwählte erfüllbare Aufgabe.

Ein leichteres Ziel stecke ich mir; ich möchte versuchen über die Entwicklung unserer Stadt in den letzten vierzig Jahren einiges nach meinen Beobachtungen und Erinnerungen zusammenzustellen und dabei besonders die Veränderungen hervorheben, welche Berlin in der Nähe der alten Stadtgrenze, der Stadtmauer, erfahren hat.

Meine Erinnerungen an das alte Berlin beginnen mit dem Herbste 1858, der Zeit als unser späterer Kaiser Wilhelm I. die Regentschaft übernahm. Ich kam damals im Alter von neun Jahren aus Kiel, einer Stadt von 16 000 Einwohnern nach Berlin, einer Stadt von 459 000 Einwohnern. Da gab es für mich ungemein viel Neues und Wunderbares zu sehen und es ist natürlich, dass sich alles Gesehene dem lebhaften jugendlichen Gemüte dauernd einprägte, und dass die damals aufgenommenen Bilder noch heute unverwischt im Gedächtnisse fortleben.

Ich möchte daher das Berlin von 1858 Ihnen vorführen und zwar dadurch, dass ich einen Rundgang um die damalige Stadt beschreibe.

Ich beginne die Wanderung an der Potsdamer Brücke. Von dem Hause aus, in dem wir von 1858 ab 18 Jahre lang wohnten, Schellingstrasse 7, hatte man in der ersten Zeit eine recht freie Aussicht. Aus dem nach Südwesten gerichteten Fenster der Berliner Stube sah man auf die nahe gelegene Potsdamer Brücke, über die weiten Schöneberger Wiesen und bis zum fernen Grunewald hin. Aus den ostwärts gerichteten Fenstern der Vorderstuben konnte man über das unbebaute Terrain der Tempelhofer Vorstadt bis zum Kreuzberg sehen.

Es war also der Bewohner der Potsdamer Vorstadt noch nicht von Häusermassen eingeengt; man lebte in diesem Stadtteil in vielen Beziehungen noch frei, wie auf dem Lande.

Auf dem, vom Anhalter Bahnhof nach Südost gelegenen, grossen freien Felde konnten die Jungen nach Belieben Drachen steigen lassen und andere Spiele veranstalten. Die weiten, mit einzelnen Weiden und Pappeln bestandenen, vielfach sumpfigen und von Gräben durchzogenen Schöneberger Wiesen boten für zoologische und botanische Exkursionen eine reiche Ausbeute. Eidechsen und Blindschleichen gab es an den trockenen Stellen, z. B. hinter der Albrechtshofer Brücke, nahe am

Birkenwäldchen, Ringelnattern und Wasserkäfer in den Wiesengräben und den zahlreichen Wasserlachen.

Unzweifelhaft hatte es die Berliner Jugend von damals besser als die jetzige, die stundenlange Touren machen muss, ehe sie aus den endlosen Häusermassen herauskommt.

Wir brauchten nicht nach Grünau, dem Grunewald, nach Potsdam und anderen fernen Orten zu fahren, um ins Freie zu kommen. Wir machten Ausflüge nach Moritzhof (an der jetzigen Lützow-Brücke) oder Albrechtshof (an der jetzigen Herkules-Brücke) und waren dort mehr im Freien, als wir es jetzt nach langer Eisenbahnfahrt sein können. Als Ziele der Schülerpartien, die in den ersten Jahren vom Wilhelms-Gymnasium aus gemacht wurden, sind mir ausser Moritzhof und Albrechtshof im Gedächtnis geblieben der Gesundbrunnen mit der, uns sehr wunderbar erscheinenden, Quelle und der Königsdamm, wo der Gedenkstein des am 10. März 1856 im Duell gefallenen Polizei-Präsidenten v. Hinckeldey in uns ein geheimes Gruseln erregte.

Wie ländlich es in der Potsdamer Vorstadt, d. h. dem grossen Dreieck zwischen dem Halleschen Thore, dem Potsdamer Thore und der Potsdamer Brücke, noch war, erkennt man auch aus folgendem: In mehreren der grossen Gärten dieser Stadtgegend bestand die Einrichtung, dass Kinder, wenn sie in Begleitung Erwachsener kamen, für einen Groschen Johannisbeeren und Stachelbeeren von den Sträuchern pflücken und essen durften, so viel es ihnen beliebte. Eine sehr menschenfreundliche Einrichtung, von der ich wohl im Interesse unserer Stadtkinder wünschte, dass sie auch jetzt noch bestehen möchte.

Wer im Jahre 1858 von der Potsdamer Brücke ostwärts zum Halleschen Thore wollte, that gut, wenn er auf der Südseite des Kanals ging; das Schöneberger- und Tempelhofer Ufer war bereits eine gangbare Strasse, war sogar hübsch mit Bäumen bepflanzt. Die nördlichen Uferstrassen befanden sich dagegen an mehreren Stellen erst im Entstehungszustande und waren vielfach kaum gangbar, so namentlich von der Schöneberger Brücke aus ostwärts.

Wenden wir uns vom Hallischen Thor aus weiter nach Osten um unseren Rundgang um die Stadt fortzusetzen.

Wir gehen vom Thore aus die Hallische Kommunikation entlang, (jetzt die Nordseite der Gitschiner Strasse) überschreiten am Wasserthor den Luisenstädtischen Kanal und gelangen durch die Cottbuser und Lausitzer Kommunikation (jetzt die Nordseite der Skalitzer Strasse) zum Schlesi-schen Thor. Unterwegs haben wir reichlich Gelegenheit die architektonischen Reize der alten Stadtmauer zu bewundern; das Bauwerk, eine drei Meter hohe dicke Steinmauer, stammte aus der Zeit Friedrich Wilhelm II. und umschloss die ganze Stadt. Im ganzen war das von

der Ringmauer umschlossene Gebiet bebaut, nur im Südosten waren noch viele freie Stellen und dieser Teil des städtischen Weichbildes führte mit Recht den Namen das Köpnicker Feld. Ausser dem in den Jahren 1845—1847 erbauten Krankenhause Bethanien und der im Jahre 1856 vollendeten Michaelskirche sah man in diesem, jetzt von mächtigen Strassenzügen bedeckten und stark bevölkerten Stadtteile nur einige wenige Häuser und dazwischen Felder und Gärten.

Wer Berlin vom Schlesischen Thore aus betrat, erhielt noch im Jahre 1858 einen ähnlichen Eindruck von der Stadt, wie ihn die im Jahre 1784 erschienene „Charakteristik von Berlin“ schildert. In dieser heisst es;

„Man bekommt einen schlechten Eindruck von der grossen Stadt, überhaupt hat Berlin ein klägliches Ansehen für einen Fremden, der vom Hamburger, Schlesischen und Kottbuser Thore hereinkommt. Man findet dort elende Häuser, wüste unbebaute Plätze.“

Nicht besser, wie auf dem „Köpnicker Felde“, sah es im Jahre 1858 im Stralauer Viertel und den benachbarten Teilen der äusseren „Königstadt“ aus.

Überschritt man, vom Schlesischen Thore her kommend, die Oberbaumbrücke, so fand man auch am rechten Ufer der Spree noch viel unbebautes Land und herzlich wenig Häuser. Nur eine kleine Anzahl von Strassen gab es in dem grossen Gebiete und selbst in diesen wenigen Strassen standen die Häuser nur vereinzelt.

Die Stadtmauer ging von der Spree und dem Stralauer Thore aus zunächst im Zuge der jetzigen Warschauer Strasse nach Nordosten zu und folgte dann, zuerst nach Nordwesten dann nach Westen gewendet, dem Verlaufe der jetzigen Gubener Strasse und Friedenstrasse. Vom Prenzlauer Thore aus lief die Stadtmauer, wo jetzt die Lothringer, die Elsässer und die Hannoverische Strasse ist, fast genau nach Westen. Sie wendete sich an der neuen Charité vor dem Spandauer Schiffahrts-Kanal südwärts und erreichte am Unterbaum die Spree.

Während, wie wir gesehen haben, im Südosten, Osten und Nordosten die Stadtgrenze weit über das eigentlich bebaute Gebiet hinaus gezogen war, war im Norden und im Nordwesten die Stadt bereits aus dem durch die Stadtmauer umschlossenen Gebiete hinausgewachsen. Zwischen der Brunnenstrasse und dem Oranienburger Thore erstreckte sich im Jahre 1858 ausserhalb der Stadtmauer das bereits zur Zeit Friedrichs des Grossen bebaute „Voigtland“; in der Chausseestrasse hatten die grossen Maschinenbuanstalten von Borsig, Egells, Pflug ihre Werkstätten; und im äussersten Nordwesten waren unter Friedrich Wilhelm IV. in der Chausseestrasse, die grossen Kasernen und in Moabit das Zellengefängnis und die Ulanenkaserne gebaut worden. Allerdings standen diese Gebäude noch recht lange „allein auf weiter Flur“ und

man konnte noch bis zum Jahre 1870 auf den Moabiter Sandbergen die schönsten Dünenbildungen beobachten und die Jungen konnten in den zwischen den Sandbergen liegenden Torftümpeln Salamander und anderes Wassergetier fischen, so viel sie wollten.

Von den zahlreichen Strassen des jetzigen Stadtteils Moabit existierten im Jahre 1858 nur die Strasse Alt-Moabit, die Kirchstrasse und die Stromstrasse; und die im Zuge der Kirchstrasse verlaufende Moabiter Brücke führte ihren Namen mit Recht, denn sie bildete den einzigen Übergang von Moabit aus über die Spree. Wer in der Gegend der jetzigen Moltkebrücke, von Moabit kommend, über die Spree wollte, liess sich im Boot von der Tichyschen Badeanstalt übersetzen; er gelangte, nachdem er den grossen Seegerschen Holzplatz passiert hatte, an der Schifferstrasse (jetzt Roonstrasse) auf den grossen Exercierplatz (den jetzigen Königsplatz). Von dem Südwestende des Exercierplatzes führte dann ein inzwischen längst verschwundener Weg, die kleine Querallee, in schnurgerader Richtung durch den Tiergarten auf die Viktoriastrasse zu und man konnte auf diesem Wege zu dem Ausgangspunkte unserer Rundwanderung zur Potsdamer Brücke zurück gelangen.

Wie gross die Veränderungen sind, die Berlin in der Zeit von 1858 bis zum heutigen Tage erfahren hat, erkennt man am besten daran, dass auf dem ganzen soeben beschriebenen Rundgange um die alte Stadt kaum ein Gebäude unverändert erhalten ist. Denken wir uns einen Berliner, der die alte Stadt aus der Zeit von 1858 gut kannte und der nach vierzigjähriger Abwesenheit jetzt hierher zurückkehrte. Er würde auf dem langen Wege des Verlaufes der alten Stadtmauer jetzt kaum noch etwas bekanntes vorfinden. Überall neue Häuser, neue Strassen, neue Namen. Und wo die alten Namen geblieben sind, ein gänzlich verändertes Bild.

Ich möchte dieses im einzelnen an der Potsdamer Strasse etwas näher zeigen.

Wo jetzt eine mächtig breite, feste Doppelbrücke im Zuge der Viktoria- und Potsdamer Strasse hoch über den Kanal wegführt, bestand eine recht bescheidene, einfache Brücke. Dieselbe war sehr schmal und so niedrig, dass so oft ein einigermaßen grosses Schiff den Kanal passierte, die beweglichen Klappen der Brücke geöffnet wurden. Dieses brachte natürlich jedes Mal eine Unterbrechung des gesamten Fussgänger- und Wagenverkehrs mit sich. Es war diese Einrichtung höchst lästig für die Passanten; es freuten sich über sie nur unpünktliche Schüler, die auf ihrem Wege zur Schule über die Brücke mussten; hatten sie doch jedes Mal eine gute Ausrede, wenn sie zu spät kamen; dann war eben allemal die Brücke aufgezogen.

Die Potsdamer Strasse zeigte im Jahre 1858 in ihrem Schöneberger Teile, d. h. jenseits der Potsdamer Brücke, noch recht viele freie Stellen, aber auch im Berliner Teil, dem Stück zwischen Thor und Brücke, fanden sich noch mehrfach Gärten und Baustellen und auch sonst machte die Strasse den Eindruck einer erst halb fertigen Vorstadtstrasse. Trotzdem die Gesamtbreite der Strasse im ganzen unverändert geblieben ist, war der Fahrdamm im Jahre 1858 recht schmal. Jedes Haus hatte zunächst einen grossen Vorgarten; dann folgte ein Rinnstein von etwa 2 Fuss Breite und 3 Fuss Tiefe, der sich am äusseren Rande des Bürgersteiges hinzog; und dieser Bürgersteig selbst war ziemlich breit und er musste es sein, denn auf ihm standen die ungeheuren Bäume, meist Pappeln und Ulmen, die ganze Strasse beschattend. Natürlich blieb da für den Wagenverkehr nur ein schmaler Streifen in der Mitte der Strasse übrig.

Aber, wenn der Fahrdamm auch schmal war, er genügte für den Verkehr. Ausser den meist von Hunden gezogenen Milchwagen, dem Scheerenschleiferkarren und den Wagen, auf denen „Spreewasser und andere kleine Fuhren“ transportiert wurden sowie den Schönebergern, die ihr Gemüse zu Markte fuhren, sah man nicht viel Fuhrwerk. Und das war gut, denn das Pflaster war schrecklich und man zog daher allgemein das Gehen dem Fahren vor. In der That glich die Fortbewegung einer Droschke einem fortwährenden Springen vom Stein zu Stein. Auch die Omnibusse waren nicht eben empfehlenswert, denn sie verursachten durch ihr Scheibengeklirr ein so betäubendes Geräusch, dass die Benutzung dieses Vehikels nur besonders nervenstarken Personen erträglich war. Von den 10 Omnibuslinien, die Berlin im Jahre 1858 hatte, ging eine durch die Potsdamer Strasse; es war die Linie Molkenmarkt-Schöneberg; sie verfügte über vier Wagen und zwar ging alle halbe Stunde einer.

Besonders bequem hatte man es demgemäss gerade nicht, wenn man durch die Potsdamer Strasse fahren wollte oder musste. Doch einen Trost hatte man, für die Fussgänger war auch nicht besser gesorgt. Wohl war der „Bürgersteig“ mit Granitplatten belegt, aber nur in sehr geringer Breite; wer auf dem Trottoir ging, die dicken Chausseebäume auf der einen, den tiefen Rinnstein auf der andern Seite, musste sehr aufmerksam sein, um durch die Strasse zu kommen ohne anzustossen und hineinzufallen. Dazu kam, dass einzelne Häuser, unbekümmert um die sonst innegehaltene Baufluchtlinie, weit vorspringend gebaut waren. An diesen Stellen war ein wahrer Engpass. Ein rechtes Verkehrshindernis war namentlich ein Gebäude, das im Berliner Volksmunde wegen seines eigentümlichen Aussehens der Eisbock genannt wurde; das Haus war durch die Aufhöhung der Strasse scheinbar in die Erde versunken, man konnte vom Trottoir aus bequem

auf das Dach des Häuschens hinauflangen. Dabei sah es so auffällig aus, dass sich gewiss niemand gewundert hätte, wenn es über Nacht zusammengefallen wäre. Und doch hat der Eisbock noch recht lange die Potsdamer Strasse geziert.

Die Beschreibung einer Berliner Strasse von 1858 würde aber unvollständig sein, wenn ich nicht eine besondere Eigenschaft noch wenigstens erwähnte: ich meine den Duft oder vielmehr Gestank, der den stagnierenden Rinnsteinen entströmte. Derselbe war, zumal im heissen Sommer, fast unerträglich, gehörte aber zu den für die Stadt charakteristischen Eigentümlichkeiten. Erst durch die Kanalisation wurde hierin gründlich Wandel geschaffen.

Auch die Strassenbeleuchtung war im Jahre 1858 von der jetzigen recht verschieden. Eine Berechnung ergibt, dass die damalige Beleuchtung zu der jetzigen etwa in demselben Verhältnisse steht, wie der Verkehr von damals und jetzt, die Potsdamer Strasse wurde damals alle halbe Stunde von einem Omnibus durchfahren, während sie jetzt in derselben Zeit von 62 Pferdebahnwagen und 34 Omnibussen passiert wird.

Der Abschluss der Potsdamer Strasse am Potsdamer Platz war durchaus nicht imposant.

Von rechts und links her sah man die graue Stadtmauer sich dem Thore nähern; die beiden jetzt noch bestehenden Thorgebäude dienten als Unterkunft für die Wachtmannschaften, das eine für die Zollbeamten, das andere für die Militärwache. Ausserhalb des Thores zog nach links die Schulgartenstrasse, nach rechts die Hirschelstrasse, hinter dem Thore nach links die Brandenburger, nach rechts die Potsdamer Kommunikation. Und durch diese Kommunikationen fuhren die Züge der Verbindungsbahn; doch hatten diese Eisenbahnzüge nichts Beängstigendes. Langsam und feierlich schritt vor dem Zuge ein Schaffner voran, mit einer grossen Messingglocke bei jedem Schritte laut läutend. Ihm folgte die Lokomotive und dahinter kam langsam rumpelnd der Güterzug. Oft hatte ein solcher Zug zwei Lokomotiven und eine dementsprechende Anzahl von Wagen und man kann sich denken, wie lange es dauerte, bis der Fussgänger- und Wagenverkehr über den Platz wieder frei wurde. Das Publikum war daran gewöhnt an den Brücken und Thoren zu warten.

Langsamer ging damals der Verkehr in der Stadt, dafür aber auch gemüthlicher. Die „Rettungsinseln“, die sich jetzt auf den Plätzen befinden, waren entbehrlich; sie sind erst durch die Strassenbahnen und das Radfahren nötig geworden. Jetzt sind an den Strassenkreuzungen berittene Schutzleute postiert um die Fahrordnung: „immer rechts fahren“ in Erinnerung zu bringen; damals fanden die wenigen

Wagen von selbst ihren Weg und die Zeitungen konnten noch nicht, wie heute, täglich über Unfälle berichten.

Die ganze Stadt von 1858 würde dem heutigen Berliner nicht wie eine Grossstadt, sondern wie ein etwas gross geratenes Dorf erscheinen.

Kleine Mitteilungen.

O. S. Über den Koschenberger Diabas. — Der grüne ausserordentlich harte Stein, welcher im Niederlausitzer Koschenberg, die Grauwacke durchbrechend, zu Tage tritt, ist Diabas; ich stelle zur Orientierung folgende Notizen darüber zur Verfügung.

Diabas ist ein deutliches körniges Gestein von dunkelgrüner Farbe, das im einzelnen Stück ein grün und weiss gesprenkeltes Aussehen besitzt. In dem Diabas lassen sich mikroskopisch deutlich weisse bis schwach grünlich gefärbte Feldspatleistchen neben schwarzem Augit erkennen, der vielfach uralitisiert ist und dann schwarzgrün erscheint, wodurch das Gestein eine hellere Färbung erhält. Zu beiden gesellt sich zuweilen schwarzer Biotit in vereinzelt Tüfelchen, sowie immer Titan- und Magneteisen.

Der Diabas bildet nicht wie der Granit ausgedehnte Gesteinsmassen, sondern durchsetzt namentlich in der sächsischen Lausitz, in Form meist nur schmaler Gänge den Granit oder die Grauwacke. An verhältnismässig recht wenigen Punkten erreicht er jedoch bedeutende Mächtigkeit.

In Gestalt stärkerer Gänge tritt der Diabas im Granit z. B. bei Wiesa unweit Kamenz auf, ferner in der Grauwacke und im Granit in dem geologisch hochinteressanten Koschenberg bei Senftenberg, auf jenem vereinzelt Ausläufer des nordsächsischen Grauwackenhügellandes, der sich weithin aus den ebenen Gebilden des Schwemmlandes durch seine Erhebung sichtbar macht.

Ein ferner nicht unbedeutendes Vorkommen, mitten aus den Diluvialkiesen hervortretend, befindet sich bei Schwepnitz-Bulleritz, nördlich von Königsbrück.

Diese drei bedeutenderen Vorkommen, die in technisch vollkommener Weise abgebaut werden, bilden zur Zeit die hervorragendsten Fundstellen des Diabases.

Zu technischen Zwecken wurde der Diabas bis vor wenigen Jahren eigentlich nur als Strassenschotter und demnächst zur Gewinnung bossierter Pflastersteine abgebaut, da ihn seine ausserordentliche Härte und vor allem seine ganz ungewöhnliche Zähigkeit nur schwer gewinnbar macht.

Umsomehr wird er infolge dieser Eigenschaften geschätzt, da er alle anderen bisher zu gleichen Zwecken verwendeten Gesteine wie Granit, Grauwacke, Basalt, Quarzit, Porphyr namentlich dort in den Schatten stellt, wo stärkste Beanspruchung des Materials verlangt wird. Aber nicht allein diese spezifische Härte, Festigkeit und Zähigkeit, sondern auch die ausserordentliche Widerstandsfähigkeit gegen Atmosphärrilien zeichnen ihn vor anderen Gesteinen aus, die vielleicht hart aber dabei glasartig-spröde sind, oder durch lehmige Verwitterung fortwährend einen reichlichen klebrigen Strassenschmutz abgeben wie z. B. Basalt und Porphyr.

Auch runden sich bossierte Pflastersteine aus Diabas nicht ab und werden den Pferden nicht verhängnisvoll wie die vorgenannten Gesteine oder die vielfach angebotenen künstlichen Ersatzsteine.

Auf Grund dieser Eigenschaften und mit Hinblick darauf, dass eben dieses in der That edel zu nennende Material nur beschränkte räumliche Verbreitung besitzt, hat das weiter unten genannte Diabaswerk in Erkenntnis des Bedürfnisses nach einem besonders widerstandsfähigem Strassen- und Fusswegsbefestigungsmaterial, den Diabas in Verbindung mit Cement zu Kunststeinen in besonderer Fabrikation verarbeitet, die ganz hervorragende Eigenschaften gegenüber denen bei Verwendung anderer Gesteine als Konkret besitzen, wie dies durch die Königl. Prüfungsanstalt in Charlottenburg festgestellt worden ist.

Nach jahrelangen mühevollen Versuchen ist es endlich gelungen die Fabrikation so zu gestalten, dass die hervorragenden natürlichen Eigenschaften des Diabases dem Kunstprodukt erhalten bleiben.

Andererseits aber lässt dieses sich jeder gewünschten Form anpassen, was, bei Verwendung des Diabases allein, nur mit ganz unverhältnismässig hohen Kosten zu bewerkstelligen wäre.

Durch sorgfältige Zerkleinerung, durch vollkommenes Waschen und durch ganz intensives Mischen, sowie durch sonst, infolge langjähriger Erfahrungen gebotene spezifische Behandlung des Diabases mit dem nötigen Bindematerial, wird ein Kunststein erzielt, der bei verhältnismässig billigem Preise im Vergleich zu den bis jetzt auf den Markt gebrachten Kunststeinen ein Produkt darstellt, das sich bei der amtlichen Prüfung als das festeste und die geringste Abnutzung zeigende Kunststeinmaterial ergeben hat.

Diese Diabas-Kunststeine können sowohl direkt ohne jede weitere Bearbeitung zur Verwendung gelangen, sie werden aber auch, wenn grössere Ansprüche auf Eleganz gestellt werden, geschliffen, poliert und beliebig gefärbt geliefert.

Besitzer des Diabas-Kunststeinwerkes Koschenberg bei Senftenberg, Kreis Kalau, ist Herr Regierungsbaumeister Alfred Roscher, Dresden-A., Schweizer Strasse 14. Von dort können Proben sowohl des Rohmaterials (auch der Grauwacke) sowie des Kunststeins bezogen werden. Pflasterungsversuche mit letzterem hat die Stadt Berlin noch nicht gemacht. Diabas-Pflaster selbst ist im Stadtteil Moabit auf kleineren Strecken befriedigend verlegt worden. Schade, dass der Diabas mehr in unregelmässige Polyeder zerspringt und sich daher nicht so leicht wie z. B. der Granit von Carlskrone,

den man so viel in Berlin als Pflaster sieht, verarbeiten lässt. Das Märkische Museum hat vor einigen Jahren eine Exkursion nach dem Koschenberg gemacht und von dort für die Sammlungen eine reiche Folge von Gesteinsproben, Geschieben und Riesen des Quartärs über dem Diabas und der Grauwacke mitgebracht. Trotz der Härte des Gesteins entfärben sich Diabas-Geschiebe leicht, sie werden schwarzgrau, und beim Zerschlagen markiert sich die Entfärbungszone bis mehrere Centimeter tief in Steinen von Kindskopfgrösse. Der kleine Teich, welcher sich in dem Diabasbruch gebildet hat, führt kristallklares, kaltes, hartes und vegetationsarmes Wasser. Eine Exkursion nach dem Koschenberg ab Berlin kann an einem Tage ausgeführt werden.

E. Friedel.

Beitrag zur Kunde der vorgeschichtlichen Altertümer der Neumark. (Aus den Sammelkästen des Märk. Prov.-Museums.) Während die von Pastor Hobus vorgenommenen Ausgrabungen bei Blumberg im Kreise Landsberg a. W. bis vor kurzem aus der Zeit des geschliffenen Steines angehörende Funde ergaben, wurden jüngst nunmehr interessante Altertümer aus der Bronzezeit zu Tage gefördert. — Von den zuerst gefundenen mannigfachen Werkzeugen repräsentieren hier die ältere neolithische Steinzeit u. a.: ein geschliffener Steinhammer ohne Bohrloch mit quadratischem Mittelquerschnitt, welchen die Schäferberge in einem Urnenhügelgrabe bergen, und ein ebenfalls undurchbohrtes Steinbeil mit Rinne zur Befestigung des Stieles aus hartem, grauem Gesteine, bei Klein-Vorteil gefunden; während das beste der bisher hier entdeckten Werkzeuge der jüngeren Epoche der neolithischen Steinzeit, ein Axthammer von vorzüglichem Schliffe und Bohrloch, im Wartethale bei dem „Sassendamme“ auf der Moorsole lag. — Die jüngst von Pastor Hobus aufgedeckten Gräber der „Bronzezeit“ befinden sich an einem sagenumwobenen Orte der „Kohlhöfe“, dort, wo der „Weidendamm“ die Grosskamminer Feldmark bei den „Sandkuten“ von der „Blumberger“ trennt. In verschiedener Tiefe, über und nebeneinander, stehen hier die Urnen älterer Vorzeit aus einer mit Granitgries durchsetzten dicken, groben Thonmasse mit den geschmackvolleren, ornamentierten, bisweilen schwarzpolierten der jüngeren Epoche der Prähistorie beisammen. Zwei Brandaltäre aus wohlgefügt, roh behauenen und bebrannten Feldsteinen, ca. 1,5 m hoch, 2 m lang und 1 m breit, wurden, von Brandresten umgeben, hier blossgelegt. In einer Tiefe von 2 bis 3 m lagen mit und ohne Steinpackung die Brandurnen bisweilen 1 m voneinander entfernt. Die Beigaben bestanden aus grossen Buckelgefässen mit Henkeln bis zu einem Bauchdurchmesser von 0,5 m, aus kleinen ineinander gelegten Schalen mit grossem Henkel, kleineren und grösseren, oft mit Strichornamenten versehenen Henkeltöpfen, aus ovalen, tellerartigen, flachen Schüsselgefässen, deren Längsaxe ca. 1 m betrug, und deren Henkel sich an der ersten unteren Randstufe befanden. Auch geschmolzene Bronzestücke lagen hier und da neben Bronzeschmuckresten bei. In einer mit einem zweiten Gefässe als deckelbeschwerten, weniger schönen Begräbnisurne von feinerer Thonmasse, die ungefähr 2 m tief in einem Sandhügel ohne Steinpackung stand, befanden sich Brand-

knochenreste eines 10–12jährigen Kindes. Die Dünne der Schädeldecke, die Knochenformation und die Zahnbildung ergaben die Merkmale zum Schlusse auf dieses Alter. Als Beigaben barg dieses Grab zwei mit Patina sehr stark überzogene Bronzefibeln mit Spiralen, zwei Bronzeschnallen, einen Kamm aus Knochenmasse in sehr zarter Bearbeitung mit stark gebogenen Zähnen und Restchen von gedrehtem Silberschmuck. Auffallen musste es, dass die Röhrenknochen aus den Begräbnisurnen, scheinbar der Markentfernung halber, gespalten waren. Die Annahme, dass dies geschehen sei, um die Knochenreste in den Totengefäßen bergen zu können, erklärt diese Thatsache nicht hinreichend.*) Von ganz besonderem Interesse ist ein Becher aus terra sigillata, welcher von den Resten einer grossen Buckelurne umschlossen war, und dessen Form den am Rhein gefundenen Römerbechern gleicht. Ferner wurde im „Höllengrunde“ eine bronzene Spiralplattenfibel mit längerem Bügel und lose, mit einem Doppelkreuze versehenem Dorne, ähnlich dem vom Königlichen Museum für Völkerkunde unter der Katalog-Nummer II 3816 aufgeführten Bronzeschmucke gehoben. Die Urnenfelder, welche noch viele lehrreiche und interessante Altertümer bergen dürften, erstrecken sich nach den Untersuchungen des Pastors Hobus weithin über die Blumberger und Kamminer Feldmark. Auch die sogenannten Werder des südlich von den Blumberger Höhen liegenden Warthebruches weisen sowohl Gefässe altgermanischen wie wendischen Charakters, oft mit Thonfarbe überzogen, auf; doch wurden hier auch Münzen aus der Ottonenzeit gefunden. Von den schon früher gehobenen Thongefässen besitzt Seine Excellenz Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode auf seinem Schlosse Grosskammin eine ansehnliche Sammlung, in welcher auch ein „Schleuderstein“ sich befindet mit umlaufender Rille und „Dellen“ auf der oberen und unteren Seite. Vielleicht ermöglichen diese Entdeckungen eine Datierung und liefern damit einen kleinen Beitrag zur Erhellung des noch so dunklen Geschichts- und Kulturbildes der Vorzeit in einem Teile unserer Mark.

Westhavelland. Lietzow bei Nauen. (ca. 1860.)

Ringelspiel für junge Leute.

a) Vers.

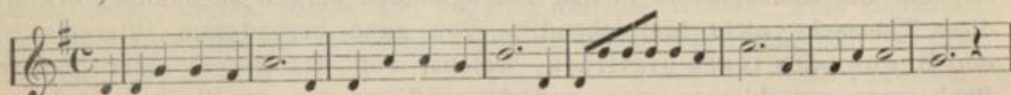
1. Du, du gefällst mir nicht
Du bist zu hitzig
Und alle deine Reden
Sind mir zu spitzig.
2. Du, du mein Augentrost,
Du du mein Leben
Dir will ich ganz allein
Ein Küsschen geben!

*) Die Röhrknochen platzen von selbst; dies ist in den Leichen-Verbrennungsöfen zu Gotha, Heidelberg, Hamburg und Berlin neuerdings oftmals festgestellt.

b) Spiel.

16—20 junge Leute im Alter von 16—24 Jahren, Mädchen und Burschen, treten im Kreise an und reichen sich die Hände. Eine Person tritt in die Mitte und singt die Verse mit Gesten. Die übrigen singen mit. Bei den entsprechenden Worten zeigt er auf ein Mädchen und küsst sie. Dann tritt sie in die Mitte und singt ebenfalls die Verse. Sie sucht sich dabei einen jungen Mann zum Küssen aus, und so geht die Sache weiter.

c) Melodie.



O. Monke.

Niebede, Kreis Westhavelland, ca. 1860.

Pfänderspiel für grössere Kinder.

Guten Tag, gnäd'ger Herr,
 Und ich, gnäd'ger Herr,
 Komme vom gnäd'gen Herrn,
 Um dem gnäd'gen Herrn zu sagen,
 Dass unsre Katze blitzeblaue Augen,
 Paille-gelbe Vorderpfoten,
 Grüne Hinterpfoten
 Und einen kokliko-roten Schwanz hat.

Die Teilnehmer sitzen im Kreise. Einer, der Vorsprecher, sagt zu seinem Nachbarn die erste Zeile; dieser spricht sie nach, zum folgenden Spieler gewendet, und so geht die Zeile im Kreise herum.

Sodann wird Zeile 1 und 2 zusammen vom Vorsprecher gesprochen, und beide Zeilen werden nun in derselben Weise wie vorhin No. 1 von allen Mitspielern der Reihe nach wiederholt.

Dann wird mit den Zeilen 1—3 ebenso verfahren, und so geht es fort bis zur letzten.

Wer aber bei diesem Spiel eine Zeile oder auch nur ein Wort auslässt, muss ein Pfand geben.

(Auch in Berlin bekannt.)

O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.